

Max Scheler / Von Herman Bahr

Max Scheler ist, noch vor dem Krieg, durch Aufsätze in Fachzeitschriften und einer Tageszeitung bekannt geworden, rascher als es sonst neuen Namen bei uns zu gelingen pflegt. Wer zufällig an einen dieser Aufsätze geriet, erkundigte sich des näheren nach dem Verfasser und wünschte mehr von ihm zu lesen. Der Deutsche hat ja die Gewohnheit, hat die Neigung, alles immer gleich in ein Fach unterzubringen. Das ging nun mit Scheler nicht, er ließ sich nicht klassifizieren, der Leser wußte nicht wohin mit ihm, es stimmte nichts, man kannte sich nicht recht aus, und vor allem: worüber er sprach, und der Ton, in dem er darüber sprach, das stimmte schon gar nicht. Er sprach von Tugenden, vom Geiste, von der inneren Welt, das war ungewöhnlich, gar im Feuilleton einer Tageszeitung, aber man ließ es sich zur Abwechslung gern einmal gefallen, es hatte sogar eine gewisse Pikanterie und schmeichelte dem deutschen Ehrgeiz, auch in geistigen Dingen wohl assortiert zu sein, und stets alles, was da gut und teuer ist, auf Lager zu haben. Der Deutsche hielt damals darauf, sich alles leisten zu können, warum nicht auch einmal einen großen Moralisten? Man soll sehen, daß wir auch einen Baubenargues, unseren La Rochefoucauld haben! Machen wir! Und wenn seine Moral einen leisen katholischen Beigeschmack hatte, so war dies schon um der Seltenheit willen nur noch ein Reiz mehr. Wir haben kein Vorurteil! Jeder Reiz war willkommen, und alles war ja damals nur Reiz, alles nur Parfüm. Bloß daß dieser Moralist doch eigentlich den Erwartungen nicht ganz entsprach! Er hatte nicht Parfüm genug, das war es! Er wogte nicht, es fehlte das Geheimnis, er dunkelte nicht. Maeterlinck etwa, der auch zuweilen von heiligen Dingen spricht und auch an unheiligen Orten, der hat doch aber dabei den Ton, der den Leser warnt; man weiß gleich: hier geht's ins Mystische, hier wird geschwärmt, aha! Dieser Herr Dr. Scheler aber war ganz unschwärmerisch, ganz unsehnsüchtig, ganz unromantisch, war offenbar durchaus ein Mann der Gegenwart, Mann der Wissenschaft, Mann des hellen Tages und trug seine Sache gelassen in der Mundart unserer modernen Bildung vor. Aber modern und ein Moralist? Und gar noch mit einem Stich ins Katholische? Geht denn das? Jemandem stimmte da jedenfalls nicht, und so war man neugierig, wie sich der offenbar noch sehr junge Schriftsteller „entwickeln“ und nach welcher Seite hin er sich entscheiden würde: für die Wissenschaft oder zum Glauben. Man war neugierig auf ihn, und etwas mißtrauisch gegen ihn; der Deutsche will vor allem wissen, woran er mit einem Autor ist: unklare Verhältnisse mag er nicht. Auch in der katholischen Welt hielt man sich eher zurück, um lieber nicht enttäuscht zu werden. Auch hier war es seine Mundart, die befremdete. Denn in jeder geistigen Atmosphäre bildet sich mit der Zeit ein eigenes Idiom, das von denselben Worten der allgemeinen Sprache doch einen besonderen Hausgebrauch macht; daran erkennt man, wer zum Hause gehört, und so kommt es, daß man zuletzt eigentlich weniger darauf achtet, was einer sagt, als

wie er es sagt. In ihrem Idiom lassen sich die Leute unglaublich viel gefallen, in einem fremden nicht einmal die eigene Meinung, aber dafür hat dieses wieder das voraus, daß man aufhört, während man jenem bloß zuhört, ohne recht auf den Sinn zu merken, so daß sich kaum sagen läßt, in welchem man sich noch weniger verständigt.

Aber dann erschien, vom November 1914 datiert und den ‚Freunden im Felde‘ gewidmet, sein Buch ‚Der Genius des Krieges und der deutsche Krieg‘. Damals wollte, wer nicht ins Feld durfte, wenigstens wenn schon nicht in Waffen, doch mit Worten dabei sein. Es ist heute nicht mehr viel übrig davon. Chamberlain, Plenge, Troeltsch, Willamowitz, Meinecke, Wolfgang Heine, Sombart, Foerster, Alfred Weber, Liszt, Johannes Müller — wer noch? Aber das Kriegsbuch Schelers wird den Krieg überdauern, so sehr manches darin schon heute vielleicht ihn selber befremden mag. Wir redeten alle damals irre vor Trunkenheit, die Zukunft der Welt schien unser. Auch er war verückt, doch darf er von sich sagen, daß ihm das heilige Rasen kein Wort entriß, dessen er sich zu schämen, das er jemals zu bereuen hätte. Nicht viele werden nach dem Kriege so ruhigen Gewissens ihr Kriegsbuch wieder lesen können; denn aus seinem Sprachmitten in den Haß hinein die leuchtende Stimme der Liebe. Der Krieg war ihm nicht das Werk von bösen Ränken, noch eines tückischen Zufalls, sondern ein Gericht über diese ganze Zeit, dessen Urteil den Völkern verkündigen würde, was sie wert sind, welcher Sinn jedem unter ihnen von Gott zugewiesen ist und wohin sich jedes in der Zukunft zum gemeinsamen Werke zu stellen haben wird. Er klagt den Krieg nicht an; denn an allen Greueln dieses Krieges ist ihm der Krieg nicht schuld, nicht der Krieg hat sie gebracht, sie waren schon vor dem Kriege da, nur hat sie der Krieg erst enthüllt, erst der Krieg hat uns das grausige Gesicht jenes Friedens gezeigt, und so lobt er den Krieg, um dieser furchtbaren Klarheit über uns willen lobt er ihn, die uns jetzt zur Entscheidung zwingt; denn der Krieg läßt uns ja keine Wahl als die zwischen Neugeburt oder Tod. Wir waren von unserem Wesen abgefallen, vom Sinne des Lebens, ja von allem Leben selbst, seit wir den Geist der Wahrheit an den Geist des Geschäftes verrieten. Haben wir die Kraft nicht mehr, aus dem sinnlosen Betrieb wieder zu den ewigen Werten zurückzufinden, dann ist unser Recht auf ein geschichtliches Dasein verwirkt, dann haben wir vertan, dann ist aber auch nicht schade um uns, und Scheler hat den Mut, es auszusprechen: ‚Wenn Kapitalismus Kern und Wesen Europas ausmacht, soll Europa auch die Führung in der Geschichte der Menschheit, die es seit der Antike innehatte, verlieren, und es sollen sich bewahrheiten die Ideale der größten und tiefsten Geister Rußlands!‘ Aber noch verzweifelt er nicht an Europa, noch glaubt er, daß sich Geist und Gewissen Europas wieder ermannen werden, und wenn ihn zuweilen ein entsetzliches Gesicht bedrängt, die Vision einer nach dem Sturze der europäischen Völker nur noch zwischen Mongolen, Russen und Amerika aufgeteilten Welt, so läßt ihm sein Vertrauen zu den Ererbten,

sittlichen Kräften unseres Volkes dann doch wieder ein anderes Bild tröstend erscheinen, das Bild einer vom kapitalistischen Geiste befreiten, allen Relativismen entrissenen, zur Würde, zum Glauben, zur Wahrheit heimgekehrten deutschen Welt, eines Europa, das die geistige Führung der Welt dauernd behält und die edlen denkwürdigen Traditionen der alten Mittelmeerkultur weiterführend, eine neue und größere Kultur des germanischen und romanischen Geistes schafft: militärisch gegründet auf ein machtvolles Deutsch-Österreich und auf die sinnvolle und so notwendige Ergänzung des germanischen und romanischen Wesens und Geistes'. Der Deutsche las aus diesem Buche eine Zuversicht für sich heraus: indem er seine Sache führte, die Sache der europäischen Gesinnung, der Menschheit, ja der geistigen Welt zu führen, dieser Glaube schien ihm hier bestätigt, und er bemerkte gar nicht, daß hier aber vielleicht doch ein anderes Deutschland gemeint war als das undeutsche der letzten Zeit. Jeder liest aus einem Buche heraus, was er hineinliest; er bemerkte nicht, wie schroff es jenem undeutschen Deutschland widersprach, dem Deutschland des Aberglaubens an die Macht, dem für recht gilt, was es durchzusetzen und zu behaupten vermag. Hier sprach nach langem Schweigen ein anderes Deutschland wieder, jenes, für das es ganz einfache, evidente Gesetze gibt, die das Herz so klar sieht wie der Verstand einfachste mathematische Beziehungen'. Die unsichtbare Welt war hier überall in Kraft. Dieses Buch sprach, als wären Wahrheit, Recht, das Gute, überhaupt die Werte vorhanden, auch wenn man sie nicht anerkennt, auch unverabredet, auch ohne den Menschen. Der Deutsche war so gewohnt, mit diesen Worten nur noch einen relativen Sinn zu verbinden, daß er gar nicht bemerkte, wie sie hier auf einmal wieder in ihrer verklungenen echten Bedeutung gebraucht wurden, er las darüber hinweg. Es war auch gar nicht nötig, daß er das gleich bemerkte. Zunächst ist er am Leibe bedroht und muß sich erwehren. Was ihm dazu Mut, dazu Kraft gibt, rafft er gierig auf, er würde sich, wenn's hilft, auch dem Teufel verschreiben, so verschreibt er sich, wenn's sein muß, selbst Gott für den Sieg. Ist es aber erst soweit, ist gesiegt, ist er am Leibe bewahrt, dann wird's Not sein, den Geist zu retten. Dann gilt's erst einen schwereren Sieg noch, dann geht der entscheidende Kampf erst an, zwischen dem Geiste der Wahrheit und dem des Geschäfts. Und dann wird's nötig sein, daß der Deutsche begreifen lernt, wo die Wahrheit ist. Dann, im Frieden, wird dieser Krieg erst entschieden. Erst der Friede gibt ja diesem Kriege seinen vollen Sinn. Zu welchem Frieden wir diesen Krieg gebrauchen werden, davon hängt es ab, ob der Enkel dereinst dieses Krieges freudig oder fluchend gedenken wird. Und so kommt Schelers zweites Kriegsbuch jetzt zur rechten Stunde, das die Pflichten verkündigt, die der Krieg dem deutschen Volke stellt, und den Weg zur deutschen Zukunft weist.

Das neue Buch heißt: 'Krieg und Aufbau'. Es sucht den Sinn des Krieges. Politische Macht? Wirtschaftlicher Gewinn? Nein. Wie

groß sie wären, sie wären noch immer zu klein, an den Opfern gemessen. Diese wiegt nur unsere Läuterung auf. Einen Sinn hat dieser Krieg nur, wenn er ein ‚Ultimatum Gottes an Europa‘ war. Erkennen wir, was dieser Krieg nicht verschuldet, sondern nur enthüllt hat, erkennen wir den sittlichen Sturz Europas, erkennen wir unsere eigene Mitschuld, kommt eine Zeit gewaltiger Reue und Buße mit der Entschließung zur Umkehr über uns und hat das zum Feinde Europas erklärte Deutschland die Kraft, der ‚Quellpunkt der europäischen Wiedergeburt zu sein‘, dann hätte der Krieg einen Sinn, dann war er die Opfer wert. Sie sind furchtbar. Denn in diesem Kriege fiel die Menschheit Europas, der gemeinsame Geist Europas, die stolze Vernunftautonomie Europas. Es wurde kund, daß wir schon die ganze Zeit vorher im Leeren lebten, im bloßen Schein, im Wahn. Aller geistige und sittliche Halt, dem wir vertrauten, war plötzlich, als wir ihn brauchten, nicht mehr da. Es wurde kund, daß er nie dagewesen war. Alles zerrann, es zeigte sich, wir hatten im bloßen Dunst gelebt, der zerging. Wir traten zum erstenmal fest auf, und gleich war alles, worauf wir standen, worauf wir zu stehen meinten, unter unseren Füßen weg. Europa war weg, die Vernunft, mit der wir prahlten, war weg, die Menschlichkeit, auf die wir schworen, war weg, alles, worauf die Völker Europas seit vierhundert Jahren ihr Leben gebaut hatten, war weg, Wissenschaft und Kunst, Vernunft und Freiheit, Recht und Sitte war weg, nichts hielt stand. Bewiesen ist durch den Krieg, daß wir die ganze Zeit her schon in lauter Lügen gelebt, bewiesen ist — und nun will ich Scheler selber sprechen lassen —, bewiesen gleichsam durch ein Experiment der Geschichte selbst: Verschmähst menschliche Vernunft ihre Einsenkung in eine durch einen gemeinsamen Glauben getragene Gesamtstellungsnahme des Menschen zum Ursprung der Dinge, und durch ihn hindurch erst zur Welt und Gemeinschaft, so vermag sie trotz aller noch so großen Leistung zur Ordnung und zur Beherrschung des Wirklichen nicht wahrhaft selbständig zu sein und das Leben zu leiten. Sie hat nicht die Wahl zwischen absoluter Selbständigkeit und Unselbständigkeit. Sie hat nur die Wahl zwischen einer freien, aus der eigenen Erkenntnis ihrer relativen Abhängigkeit und ihrer Grenzen hervorgehenden Unterordnung unter den Sinn, den eine religiöse Gesamttoffenbarung dem Leben und damit auch ihr selbst gibt, und einer langsam fortschreitenden, zwangsmäßigen Versklavung an ein Triebleben, das ihr Licht immer stärker verdunkelt und verdumpft. Sie muß zwischen diesen beiden Arten eines freien bewußten und eines sklavischen, halb- und unbewußten Dienstes wählen! Zwischen bewußtreligiösen „Voraussetzungen“ und unbewußtnationalen „Voraussetzungen“!... Die letzte große Epoche, in der der Schein gegeben war, als könnten Vernunft und Wissenschaft wahrhaftig aus sich allein heraus und ohne religiöse Gesamtinspiration die beste Leitung und Führung menschlicher Angelegenheiten faktisch in die Hand nehmen, war das Zeitalter der Aufklärung, das philosophisch in Deutschland mit dem

Werke Kants, in Frankreich mit dem Werke Auguste Comtes, in England mit jenem Herbert Spencers seine letzte Formulierung fand. Heute, das heißt am katastrophenartigen Abschluß einer Periode, die Schritt für Schritt auch den Geist der Philosophie und der Wissenschaft nationalisierte, fällt es uns wie Schuppen von den Augen, daß jener Schein einer Selbständigkeit auch in jenem Zeitalter nicht den freien Kräften der Vernunft verdankt war, sondern nur der heimlich die Begriffe nährenden Tradition, die aus einem universal gerichteten, religiösen Kulturzeitalter, dem Mittelalter, noch Menschen zugegangen war und sie beseelte, die diese Tradition offen und bewußt bekämpften. Das Kapital dieser geisterverknüpfenden, der Vernunft den Schein einer absoluten Selbständigkeit erteilenden, heimlich treibenden Tradition ist im Laufe des 19. Jahrhunderts langsam verzehrt worden. Die alle europäische Geistesgemeinschaft begründenden christlichen Gesamtinspirationen der nationalen Geister verwelkten langsam, oder sie setzten sich neben die eigentliche Kulturarbeit als eine besondere Insel in Geist und Gemüt der Gläubigen ab — als ein paar feierliche Gedanken für den Sonntag. Denken wir uns das, was wir mit dem Namen „Vernunft“ nennen, als eine absolut selbständige und vom Hause aus zur Stiftung von Gemeinschaft und Menschenverständnis höchst mächtige Kraft, so müßte die Folge dieses Prozesses der Traditionsvererbung eine immer tiefergehende Befreundung der Nationen gewesen sein, ja eine immer innigere Scharung ums gemeinsame Banner höchster Kulturideen. Aber — das Gegenteil trat de facto ein: eine Zersplitterung sondergleichen, endend mit einer Ausdehnung der Sprachverwirrung des Turmbaus zu Babel in das Weltformat des Weltkrieges auch der Geister. So ist der Endpunkt des Prozesses, der das menschliche Denken und Anschauen der Welt aus der Struktur einer primärgläubigen und liebesgemeinschaftlichen, solidarischen Form seiner Bewegung und seines Fortschrittes herauszog und es in jene einer primärkritischen und nur gesellschaftlichen langsam überführte, derselbe Zustand der Anarchie geworden, den uns das Wirtschaftsleben vor seiner neueren staatssozialistischen und nach neuer Genossenschaftsbildung strebenden Periode in den verschiedenen Staaten Europas aufwies, derselbe anarchistische Zustand auch, in dem sich die Weltpolitik der europäischen Staaten kurz vor dem Kriege befand.

In diesen paar Sätzen scheint mir die weltgeschichtliche Bedeutung von 1914 tiefer durchschaut, reiner erkannt und entschiedener erfaßt als in der ganzen übrigen Kriegsliteratur. Die anderen alle, wie hypnotisiert von dem Gegensatz: 1789 und 1914, glauben alles erreicht, wenn nur das Individuum wieder gebunden wird, und vergessen dabei, daß mit dieser Bindung des Individuums an den Staat, an die Nation, an welchen irdischen Verband immer (wäre sie selbst wirklich so neu, wäre sie wirklich die Lat erst von 1914 und wäre sie wirklich eine deutsche Lat, worüber man meinen Aufsatz über ‚die Ideen von 1914‘ im Januarheft des ‚Hochland‘ nachlesen mag) die Frage ja nicht gelöst, sondern nur übertragen, nur sozusagen

anders adressiert wird, nämlich statt an das Individuum wie bisher, jetzt an den Staat, die Nation, irgendeinen Verband, also doch auch wieder nur an ein Individuum, freilich an ein Individuum von vielleicht höherer Art, von sicherlich größerer Kraft, das aber doch, auch wieder isoliert, auch wieder auf sich selber angewiesen, auch wieder menschlich bedingt, begrenzt, beschränkt, auch wieder im Leeren hängt und auch wieder, wenn es sinkt, wenn es stürzt, nur nach dem eigenen Topfe greift um Halt. Der Staat, die Nation oder welcher menschliche Verband immer, so stark, so weit, so groß er sei, wodurch ordnen, wodurch leiten, wodurch sichern sie sich denn als auch wieder bloß durch dieselbe menschliche Vernunft allein? Wenn uns der Krieg nun bewiesen hat, daß die menschliche Vernunft nicht ausreicht, dem Menschen ein Leben zu sichern, das ihrer eigenen Ansprüche, das des Menschen würdig wäre, wenn uns der Krieg bewiesen hat, daß die menschliche Vernunft unfähig ist, auch nur ihren eigenen Forderungen zu genügen, wenn uns der Krieg bewiesen hat, daß die menschliche Vernunft, um auch nur sich selber zu verwirklichen, Hilfe braucht, was soll uns dann dazu der Staat, was soll uns die Nation, was soll uns irgendein irdischer Verband, und wär's der höchsten, der weitesten, der tiefsten Art, der sich doch auch immer wieder nur derselben menschlichen Vernunft bedienen muß, die jetzt so furchtbar versagt hat, der also doch auch selbst erst wieder eben die Hilfe braucht, um die wir ihn anrufen? Damit drehen wir uns irre nur immer wieder ewig in demselben leeren Kreise, das Abenteuer der Vernunft, das uns überall mißglückt, mit dem Mute der Verzweiflung immer wieder waghend. Es gibt aber einen höheren Mut. Das ist der Mut der Demut. Demut ist schließlich nichts als Einsicht. Wer sich erkennt, hat sie. Er fängt an, sie zu haben, wenn sein Herz zum erstenmal aufschreit im Gefühl der Ohnmacht. Er naht ihr, wenn sein Herz zum zweitenmal aufschreit um Hilfe. Er hat sie, wenn sein Herz zum drittenmal aufschreit im Gefühl der Gnade. Wer an sich erfahren hat, daß er mit all seiner menschlichen Kraft allein nichts vermag ohne die Gnade, wer an sich erfahren hat, daß er beten muß um die Gnade, wer an sich erfahren hat, daß er alles, was seiner Kraft zukommt, vermag durch die Gnade, der wird seiner Sinne, wird der menschlichen Vernunft erst mächtig, nur der weiß die menschliche Vernunft und die menschliche Freiheit erst recht zu gebrauchen. Beide stellt erst der Glaube wieder her. Wie tief muß die Menschheit gesunken gewesen sein, die selbst an Vernunft und Freiheit, an des Menschen höchster Würde, höchster Kraft, verzweifeln wollte! Wer sich sein Auge ausreißt und wirft es weg und höhnt dann: „Da liegt's und sieht nichts; ihr seht doch, daß es nicht sieht, es log uns bloß vor, sehen zu können!“, hat der damit das Auge widerlegt? Aber so haben wir's mit der Vernunft gemacht und mit der Freiheit, unseren besten Werkzeugen, aber Werkzeugen Gottes. Wir schalteten sie von Gott aus und wundern uns, daß sie nicht mehr wirken. Schalten wir sie wieder in Gott ein, und wir werden ihrer Herrlichkeit erstaunen! Vernunft setzt zum richtigen Gebrauch den Glauben voraus. Vernunft braucht den Glauben, um überhaupt erst funktionieren

zu Können. Der Glaube ist nicht bloß ein Bedürfnis des Gemüts und des Gewissens, er ist vor allem auch ein intellektuelles Bedürfnis. Nicht bloß wer sich sicher fühlen will, nicht bloß wer recht handeln will, sondern auch wer gültig denken will, braucht den Glauben; und nicht etwa bloß einen Glauben an Gott, sondern den Glauben von Gott; nicht einen Glauben, den er sich aus sich selbst holt und mit dem er ja dann wieder doch nur in sich selbst bleibt; nicht den Glauben an seinen eigenen, von ihm erwünschten, von seiner Not geforderten Gott, sondern einen Glauben, den er sich von Gott holt und an dem er sich die Verbindung mit Gott, die Sicherung in Gott, die Gnade Gottes und so die Zuversicht zur freien Tat aus der eigenen, in Gott einverleibten Vernunft holt, den Glauben der Kirche. Die Vernunft riß sich von der Kirche los in der Anmaßung, aus sich allein das Leben erkennen, bestimmen, ordnen, beherrschen, leiten und gestalten zu Können. Sie hatte noch kaum begonnen, es zu versuchen, als ihr schon Angst, als sie schon selber an sich irre wurde. Diese Besinnung der Vernunft auf sich selbst, auf ihre Grenzen, auf das Maß ihrer eigenen, von Gott verlassenen Kraft fängt mit Kant an. Kant erkannte, daß die Vernunft aus eigener Kraft gerade das nicht kann, was zu wollen sie doch immer wieder von sich selbst genötigt wird. Er gebot ihr Halt gerade dort, wo sie sich doch eben erst lohnen würde. Er verbot ihr zu fliegen, aber schon seine Schüler überflogen sich wieder und verflogen sich um die Wette. Der gottverlassenen Vernunft blieb zuletzt nichts übrig als Entsagung. Sie wußte schließlich nur noch, daß sie nichts wissen kann. Sie suchte die Wahrheit so lange, bis sie fand, daß es keine gibt, entweder überhaupt keine oder doch jedenfalls keine, die der Mensch erreichen könnte. Seitdem lebten wir ohne Wahrheit, glaubten zu wissen, daß es keine Wahrheit gibt, und lebten aber fort, als ob es dennoch eine geben müßte. Um nämlich zu leben, mußten wir gegen unsere Vernunft leben. So gaben wir dann lieber die Vernunft ganz auf. Der Kopf wurde dem Menschen amputiert. Der Mensch bestand bald nur noch aus Trieben. Er wurde zum Tier und rühmte sich noch. Das Ende war — 1914.

Goethe hat in einem Gespräch über den Kammerbühl mit Verwunderung bemerkt, wie wenig seine besten Argumente die Wahrheit seiner Erklärungsart ihrem Gegner bewiesen, und wie wenig ebenso wieder ihm selbst die Beweise des Gegners. Keiner konnte des anderen Meinung widerlegen, jeder blieb bei seiner; jeder mußte die Gründe des anderen anerkennen, doch sie machten ihn nicht schlüssig. Es scheint, daß Gründe nicht genügen, sondern, damit wir aus ihnen schließen, noch etwas hinzukommen muß: unser eigener Entschluß. Dies machte Goethe nachdenklich, und er glaubte freilich einzusehen, daß es mehr Impuls als Nötigung sei, die uns bestimmt, auf eine oder die andere Seite hinzutreten. (Naturwissenschaftliche Schriften, 10. Band, S. 172.) Dies ließ, erzählt er, in ihm eine milde, gewissermaßen versatle Stimmung entstehen, welche das angenehme Gefühl gibt, uns zwischen zwei entgegengesetzten Meinungen hin und her zu wiegen und vielleicht bei keiner zu verharren; und er meint,

daß wir dadurch sozusagen ‚unsere Persönlichkeit verdoppeln‘. Nachdem aber die Menschheit nun hundert Jahre, ja, genau gerechnet, vierhundert, zu keiner Wahrheit mehr ‚genötigt‘, in dieser milden, gewissermaßen versäuln Stimmung zugebracht hat, sich immer zwischen den Wahrheiten wiegend und bei keiner verharrend, muß sie sich am Ende doch einmal fragen, ob dadurch wirklich die Persönlichkeit, wie es unserer frohlockenden Annahme schien, verdoppelt, verdreifacht, vertausendfacht oder nicht vielleicht zunichte wird. Goethe hat recht: um zu schließen, müssen wir uns erst entschließen; Gründe vermögen nicht, uns zu dieser Entschließung zu bestimmen, es gehört erst noch ein ‚Impuls‘ dazu. Nur ist die Frage, woher wir uns diesen Impuls holen. Überlassen wir ihn, wie Goethe hier geneigt scheint, unserer eigenen Willkür, so müssen wir aller Wahrheit überhaupt entsagen. Er hat es sich nicht immer so leicht gemacht. An einer anderen Stelle (Naturwissenschaftliche Schriften, Band XI, S. 128) sagt er: ‚Alles, was wir Erfinden, Entdecken im höheren Sinne nennen, ist die bedeutende Ausübung, Betätigung eines originellen Wahrheitsgefühles, das, im stillen längst ausgebildet, unversehens mit Blüheschnelle zu einer fruchtbaren Erkenntnis führt. Es ist eine aus dem Innern am Außern sich entwickelnde Offenbarung, die den Menschen seine Gottähnlichkeit vorahnen läßt. Es ist eine Synthese von Welt und Geist, welche von der ewigen Harmonie des Daseins die seligste Versicherung gibt.‘ Durch diese Betrachtung erhält jenes Gespräch über den Kammerbühl erst die notwendige Korrektur: Hier wie dort geschieht ‚Erfinden, Entdecken im höheren Sinne‘, geschieht ‚Erkenntnis‘ nicht durch Gründe, nicht aus der Vernunft, sondern ihr muß sich erst noch eine Kraft gesellen, die zu der Erkenntnis ‚führt‘. Aber diese ‚führende‘ Kraft wird hier nicht als ‚Impuls‘ mit einem Namen abgetan, der den Menschen zum bloßen Passivum macht, hier ist sie mehr, ist ‚bedeutende Ausübung, Betätigung‘. Und was übt sich in ihr aus, was betätigt sich? Ein Gefühl; und kein zufälliges, kein anfliegendes, sondern ‚im stillen längst ausgebildet‘; er nennt es das ‚Wahrheitsgefühl‘, womit schon gesagt ist, daß wir selbst zwar mitwirken, aber nicht wir allein: als Gefühl ist es unser, aber was wir erfüllen, wird eben dadurch erst unser; unser Gefühl ‚führt‘ uns erst hin, es bringt uns die Wahrheit erst, sie muß schon da sein, vor uns, außer uns, über uns, nicht erst durch uns, auch ohne uns. Und so zaudert er denn auch nicht, geradezu von einer ‚Offenbarung‘ zu sprechen, was doch etwas voraussetzt, das sich offenbart. Wie weit sind wir hier von dem stolzen Menschen Rants, der sich ‚gesetzgebend‘ verhält! Der Goethische hat die Demut: er weiß, daß er die Wahrheit weder selber geben noch auch nur aus sich selber finden, sondern nur durch ‚Offenbarung‘ empfangen, ihre Frucht austragen und in seiner Tat gestalten kann. Eine ‚Synthese von Welt und Geist‘, sagt Goethe, der deshalb auch das Veni Creator Spiritus so tief verstanden hat, den ‚herrlichen Kirchengesang‘, der ihm ‚ganz eigentlich ein Appell ans Genie‘ ist (wie er denn auch in seinem eigenen Leben immer überall den Genius am Werke, ja man möchte fast

sagen: im Spiele sah; dem Genius schiebt er alles zu, der Genius hat ihm das leidige Farbenwesen aufgehaßt, der Genius hat alles Verdienst, der Genius ist an allem schuld, bald dankt er ihm, bald hadert er mit ihm, aber stets ergibt er sich ihm, läßt sich von ihm gebrauchen und gebraucht ihn selbst; Genius nennt er den Heiligen Geist, aber auch Genius wieder, was wir unseren Schutzengel nennen).

Goethe hat noch an eine wirklich, wahrhaft, wesentlich vorhandene geistige Welt geglaubt, an eine geistige Welt außer uns und über uns, auch ohne uns, aber uns erreichbar (berühelich' nennt er Gott einmal, wenn auch ,unergreiflich'), auch in uns und auf uns einwirkend, ja uns auswirkend, uns bestimmend, wofern wir ihr nur zustimmen, indem wir sie ,anerkennen', Zeugnis von ihr und für sie geben, ihr dienen durch unsere Liebe, durch unsere Tat und uns ,umarten' lassen von ihr: ,Gerettet ist das edle Glied der Geisterwelt vom Bösen! Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen. Und hat an ihm die Liebe gar von oben teilgenommen, begegnet ihm die sel'ge Schar mit herzlichem Willkommen.'

Diesen Glauben, ein edles Glied der Geisterwelt zu sein, gab der moderne ,Mann der Wissenschaft' auf. Die Wissenschaft wurde voraussetzungslos. Den ,Impuls', den die Vernunft, um wirken zu können, nun einmal nicht entbehren kann, holte sie sich nicht mehr von Gott. Woher also sonst? Aus den Trieben. Es blieb ihr nichts anderes übrig. Der voraussetzungslose Mensch war bodenlos geworden. Der Rest ist — 1914.

Wenn wir jetzt wieder aufbauen sollen, muß es von Grund aus geschehen. Es wäre vermessen, gleich Europa wieder aufzubauen. Wir müssen ganz still von unten anfangen. Der Mensch muß erst wieder aufgebaut, der natürliche Mensch muß hergestellt, der Mensch muß sich erst wieder bewußt werden, ein Glied der Geisterwelt zu sein. Freiheit, Persönlichkeit, Würde, Sittlichkeit, Wissenschaft und Kunst sind weg, seit Glaube, Hoffnung und Liebe weg sind. Nur Glaube, Hoffnung und Liebe bringen sie wieder. Wir haben keine andere Wahl: Weltuntergang oder — omnia instaurare in Christo.

Es wird nun darauf ankommen, ob der Deutsche, der gute, brave Durchschnittsdeutsche, die furchtbare Größe des Augenblicks begreifen lernt. Er ist des besten Willens, bildet sich aber ja noch immer ein, der moderne Mensch könne nicht mehr glauben, der Glaube sei wissenschaftlich widerlegt. Daß diese Wissenschaft des Unglaubens inzwischen selbst längst schon wieder wissenschaftlich widerlegt worden ist, ahnt er nicht. Von der stillen Vorarbeit der großen deutschen Denker unserer Zeit, Loges, Franz Brentanos, Diltheyns, Cuckens, Husserls, weiß er nichts. Im Ohr der Durchschnittsmenschen tönt immer das eben erst aufstauende Posthorn des gerade schon wieder überwundenen letzten Irrtums nach. Durch sein betäubendes Gewirr wird noch am ehesten eine ganz ruhige, klare Stimme dringen, die sich nicht von vornherein der Schwärmererei, Romantik, Mystik verdächtig macht, wovor der Durchschnittsdeutsche nun einmal eine heillose Angst hat. Gerade weil Scheler die Sache der Bekehrung zum Geiste ganz unschwärmerisch,

ganz unromantisch führt und im gewohnten Jargon der ‚modernen Bildung‘, ist er der Mann, den wir jetzt brauchen. Die Leute haben sich angewöhnt, auf jeden zu horchen, auf keinen mehr zu hören. Im wirbelnden Braus der Stimmen haben sie schon ganz verlernt, den Sinn der Reden aufzunehmen. Es ist nur noch ein allgemeines Geschrei. Scheler schreit nicht, er gestikuliert auch nicht; gerade dadurch fällt er auf, und man fragt unwillkürlich, wer das sein mag, der seiner Wirkung so sicher zu sein scheint, daß er es nicht für nötig hält, Lärm zu schlagen. Es ist ein bewährter Kunstgriff kluger Redner, mit ganz leiser Stimme zu beginnen und so die Versammlung zu zwingen, daß sie still wird und aufmerkt; der Redner muß nur dann freilich auch die Kraft haben, sie zu bannen. Das kann Scheler meisterlich. Er läßt den Hörer nicht mehr los, der gar nicht merkt, wohin er ihn führt und sich plötzlich an einem Ziele sieht, auf das er gar nicht gezielt. Die Kunst Schelers, von ganz unverdächtigen Sätzen aus, auf die sich der Leser arglos einläßt, ihn unmerklich zu Folgerungen zu zwingen und in Folgerungen zu fangen, denen er sich, bei der leisesten Warnung, mit aller Macht widersetzt hätte, ist unvergleichlich. Er ist ein geborener Erzieher; ich wüßte keinen, der unsere aufgeschreckte Zeit mit so gelinde starker Hand zur Wahrheit leiten kann. Hätten ihn schon seine Aufsätze (die jetzt auch in zwei Bänden gesammelt vorliegen, in eben dem ‚Verlag der weißen Bücher‘ zu Leipzig, wo auch seine beiden Kriegsbücher erschienen sind) noch vor dem Kriege bekannt gemacht, hat ihm sein erstes Kriegsbuch das Vertrauen der Gebildeten gewonnen und wird das zweite sicherlich dieses Vertrauen noch festigen, so kann er hoffen, daß jetzt die Zeit auch für sein Hauptwerk kommt, ‚Der Formalismus in der Ethik und die materiale Wertethik‘ (neuer Versuch der Grundlegung eines ethischen Personalismus, Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung, Band I u. II, herausgegeben von E. Husserl, Freiburg i. B. Auch als Sonderabdruck erschienen im Verlag von Max Niemeyer in Halle a. d. S. 1916). Man soll ja nicht prophezeien, und Büchern schon gar nicht, aber dieses Werk hat wirklich alles, um recht das Grundbuch der neuen deutschen Jugend zu werden, von der wir unsere Zukunft erwarten.

Nietzsche schrieb an Overbeck (der Briefwechsel ist eben im Inselverlag erschienen): ‚Nicht nur, daß seine (nämlich Spinozas) Gesamt-tendenz gleich der meinen ist — die Erkenntnis zum mächtigsten Affekt zu machen —, in fünf Hauptpunkten seiner Lehre finde ich mich wieder; dieser abnormste und einsamste Denker ist mir gerade in diesen Dingen am nächsten: er leugnet ‚die Willensfreiheit — die Zwecke — die sittliche Weltordnung — das Unegoistische — das Böse‘. Dieser Satz enthält ein ganzes Programm. Es endet 1914. Wagt unsere Jugend, Europa wieder anzufangen, so kann sie das nur, indem sie jenes Programm umkehrt und in Gedanken, Worten und Werken wieder anerkennt: die Willensfreiheit — die Zwecke — die sittliche Weltordnung — die Liebe — das Gute. Sie hätte dazu keinen besseren Führer als Scheler.